

Wolf Jobst Siedler

Wir waren noch einmal davongekommen



Wolf Jobst Siedler

Wir waren noch einmal  
davongekommen

*Erinnerungen*

Siedler

Der Titel dieses Buches verdankt  
sich Thornton Wilders Schauspiel  
»Wir sind noch einmal davongekommen«,  
das die Sensation des  
Berliner Theatersommers 1946 war.

Dieser Band wäre ohne die Mitarbeit von  
Heike Sponholz kaum möglich gewesen, die dem Autor  
eine unermüdliche Helferin sowohl in der  
Textordnung als auch in der Bildbeschaffung war.

*Es bleibt dabei:  
Auch diesmal wieder für Imke*

»Was ist Geburtsschmerz, was ist Todesschmerz bei diesem Spiel?  
Vielleicht sind beide identisch, wie ja der Sonnenuntergang  
auch Sonnenaufgang für neue Welten ist. Das muss man wissen,  
wenn man unsere Zeit und ihre Menschen erfassen will.«

ERNST JÜNGER, Strahlungen, 1949

»Der kommt am weitesten, der nicht weiss, wohin er geht.«

Aus dem Testament des  
HERZOGS VON MARLBOROUGH, 1712

# Inhalt

Rückkehr, aber keine Heimkehr	11
Fremd im Zuhause	23
Auf der Suche nach dem Berlin der Kindheit	39
Von der Humboldt- zur Freien Universität	64
Ein Coup de Foudre: Imkes Welt	85
Alte Geschichte als Zeitgeschichte	119
Nachgeholte zwanziger Jahre	126
Ernst Jünger legt mir Ernst Niekisch und Carl Schmitt ans Herz	137
Jenseits des Trümmermeers	
Alte Bücher, neues Theater	146
Kunstrevolutionen von gestern	180
Bei Thomas Mann in Bad Gastein	210
Aussenseiter im Mittelpunkt	223
Heikle Begegnung	249
Von Brecht bis Speer: Restaurants als Bühnen der Zeit	253
Mit Adenauer im Hotel am Zoo	273
Nach Jahrzehnten: Noch einmal die Manns – Golo und Katia	283

Hannah Arendt verwendet sich für mich bei Martin Heidegger	302
Ein Schriftstellerkongress ändert das Klima Berlins	307
Neue Welten und neue Horizonte	
Im Kongress für die Freiheit der Kultur	322
Im »Monat«	328
In der »Neuen Zeitung«	340
In der Wirklichkeit angekommen	
Karl Silex holt mich zum »Tagesspiegel«	355
Modernisierungen und Provokationen	375
Jürgen Fehling, Marlene Dietrich, Fritz von Unruh und andere	394
Grosse Reisen	414
Die »Gemordete Stadt«	451
Hans Wallenberg macht mich zum Verleger	463
Abgesang mit Moses Mendelssohn und Cicero	473
Register	479
Bildnachweis	495



Sieht man aus dem Abstand von fünfzig Jahren auf die Nachkriegszeit, so blickt man in eine fremde Welt. Fern ist sie, so historisch wie die Ausrufung der Republik 1918 der Proklamation des Kaiserreiches 1871 gewesen ist, beide Male fünfzig Jahre. Es ist kaum zu fassen, dass auch diesmal ein halbes Jahrhundert vergangen ist seit den letzten Tagen im Bunker unter der Reichskanzlei, als sich die Davongekommenen in der Nachkriegszeit einzurichten suchten.

Mit einem Mal wird mir bewusst, dass es geschichtliche Perspektiven sind, in die das eigene Leben gerückt ist.



## Rückkehr, aber keine Heimkehr

Nun war ich also wieder zu Hause. Als ich im Herbst 1947 den englischen Militärzug, der mich aus der Kriegsgefangenschaft zurückgebracht hatte, am Güterbahnhof Lichterfelde-West verliess, schien auf den ersten Blick alles wie in Kindertagen. Der Vorplatz zum Bahnhof in seiner vertrauten kaiserzeitlichen Architektur sah wie immer aus, vielleicht ein wenig heruntergekommen, denn seit den Friedensjahren waren die Fassaden und die Fensterkreuze nicht gestrichen worden, und auf den Balkons gab es keine Geranien oder Petunien mehr. Aber die Behaglichkeit der Häuser war die alte, und die Besatzungstruppen nahm ich zumindest nicht wahr, obwohl doch wahrscheinlich Jeeps die leeren Strassen entlangfuhren, die einst zur Hauptkadettenanstalt in Gross-Lichterfelde geführt hatten, wo mein Grossvater als junger Offizier die Kadetten Grundzüge der Taktik gelehrt hatte. Im Frühjahr 1933 war sie von einer SS-Einheit okkupiert worden, die sich später »Leibstandarte Adolf Hitler« nannte.

Der Bombenkrieg war an Lichterfelde wie an Dahlem weitgehend vorübergegangen, und während ich mich zu Fuss aufmachte, die vertrauten Strassen über »Unter den Eichen« hinweg – einst das Berliner Mittelstück der Reichsstrasse Nr. 1 von Aachen nach Eydtkuhnen – die Habelschwerdter Allee über die Thielallee bis zur Königin-Luise-Strasse entlangzugehen, ziemlich schwer mit aus der Gefangenschaft mitgebrachten Lebensmitteln für meine Eltern beladen, fielen mir nur drei oder vier niedergebrannte Häuser in die Augen.

Auch der heimatliche Falkenried hatte sich kaum verändert. Die Häuser waren wie stets im Herbst mit wildem Wein bewachsen, der

sich jetzt im September rot färbte. Über die Dächer grüssten die Wipfel der alten Kastanien, Nussbäume und Blutbuchen, die seit je in den Gärten gestanden hatten. Erst in den kommenden Jahrzehnten sollten sie von den neuen Besitzern der Häuser fast ausnahmslos gefällt werden, weil Sonnenhunger sie beherrschte. Sie liessen Zwergkoniferen und »nichtlaubabwerfendes« Gehölz anstelle der alten Baumriesen pflanzen. Das Ende der alten Zeit gibt sich auch im Botanischen zu erkennen. Die Gesellschaft, da man in umschatteten Lauben den Tee einnahm, gab es nicht mehr. Nun wollte man auf sonnenbeschienener Terrasse sitzen. Das Sonnenöl ist das eigentliche Erkennungsmerkmal der neuen Zeit.

Ich stand vor dem Elternhaus, als wenn ich von einer längeren Reise zurückgekommen wäre, fast war ich versucht, die Klingel zu betätigen, auf der noch immer der Name meines Vaters stand: Dr. jur. Wolf Jobst Siedler. Aber fast alle Häuser, auch unser eigenes, waren inzwischen erst von den Russen, dann von den Amerikanern beschlagnahmt worden, worauf mich schon die »Amikreuzer« aufmerksam machten, deren Ausmasse in einem Missverhältnis zu der Grösse der eher bescheidenen Reihenhäuser aus der Vorweltkriegszeit standen. Alles schien wie in alter Zeit zu sein. Ich war daheim. Aber war ich wirklich zu Hause? In den nächsten Tagen und Wochen sollte ich sehen, dass vieles anders war, ganz abgesehen davon, dass die Familie nicht mehr im alten Haus wohnte. Die meisten Nachbarn aus Vorkriegstagen waren nicht mehr da, die einen waren in den dreissiger Jahren emigriert, andere, wie mein Klassenkamerad Dieter Huth aus einer Seitenstrasse des Falkenrieds mit achtzehn Jahren noch in den letzten Wochen des Krieges gefallen und wieder andere vor dem Einzug der Russen in den Westen gegangen. Die Welt meiner Eltern und meiner Jugend gab es nicht mehr.

Aber habe ich diese Welt jenseits der Familie, der Verwandten und Freunde wirklich wahrgenommen? Als Kind lebt man ja stets im engsten Kreis. Als Hitler 1933 die Macht übernahm, war ich ganze sieben Jahre, in den dreissiger Jahren war ich unmerklich aus dem Kindesalter in die Schulzeit übergewechselt, und seit meinem zwölf-

ten Lebensjahr hatte ich in einem Internat in Thüringen gelebt. So war zwar der Falkenried mein Zuhause, aber im Grunde kannte ich ihn und unsere Nachbarn wenig. Das galt aber nicht nur für mich; auch meine Eltern lebten in höflicher Distanz zu den Bewohnern der angrenzenden Häuser. Unsere unmittelbaren Nachbarn, die Vités zur Linken und die Denickes zur Rechten, kannten wir natürlich, wahrscheinlich hatten sie, wie das der Brauch war, einen Antrittsbesuch gemacht, nachdem sie ihre Häuser erworben hatten. Aber sonst war es eine Zeit, in der man auf Abstand hielt. Nur in Ausnahmefällen grüsste man sich über den Zaun hinweg, ich erinnere mich nicht, dass irgendein Verkehr von Familie zu Familie stattgefunden hätte. Das wäre als Zudringlichkeit empfunden worden, wie denn auch mein Vater auf der Strasse lediglich den Hut zog, wenn er Nachbarn begegnete.

Übrigens begrüßte mein Vater später auch unsere Haushälterin Hildegard Klopsch, indem er den Hut zog, wenn er ihr auf dem Weg zur U-Bahn oder zum Bus begegnete. Er machte keinen Unterschied zwischen Damen der Gesellschaft und Hausangestellten. Seine mit ihm altgewordene Chefsekretärin Lisa Pollmächer erzählte mir 1963 bei der Trauerfeier für ihn, dass er, selbst als er Dutzende von Angestellten hatte, jedesmal aufgestanden war, wenn eine Sekretärin, und sei es die jüngste, morgens zum ersten Mal den Raum betrat. Auch das ein Brauch der alten Welt.

Meine Schwester Gitty lebte 1947 noch immer in Hannoversch-Münden, wohin ihre Dienststelle bei der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft im September 1943 des Bombenkrieges wegen von der Dahlemer Königin-Luise-Strasse »verlagert« worden war. Meine Grossmutter Dorothea Wegener aber, die in den Wochen der sowjetischen Eroberung bei ihren Kindern in Dahlem



*Zwischen Gefängnis und Front: vor dem Aufbruch nach Italien zur »Frontbewährung«, 1944.*

Zuflucht gesucht hatte, war in ihre halbzerstörte Wohnung in der Prausestrasse in Lichterfelde-West zurückgekehrt.

Den Reichsverband Papier und Pappe, dessen Syndikus und Justitiar mein Vater gewesen war, gab es inzwischen nicht mehr. Mein Vater war gerade dabei, einen Berliner Ersatzverband ins Leben zu rufen, der die Interessen der Firmen in den drei westlichen Sektoren vertreten sollte. Früher hatte er sein Büro in der repräsentativen Bel-etage eines ehemaligen Mietshauses am Nollendorfplatz gehabt. Dort hatte uns Kinder das Badezimmer der einst hochherrschaftlichen Wohnung besonders beeindruckt, nicht nur seiner saalartigen Grösse wegen, sondern weil anstelle der Badewanne eine Vertiefung in den Boden eingelassen war, zu der man über mehrere Stufen hinuntersteigen musste und die mit Mosaiken ausgekleidet war. Nach der Ausbombung hatte er in mehreren Notquartieren in der fast völlig zerstörten Lietzenburger Strasse ein Unterkommen gefunden. Am Ende hatte er im Haus des Feldmühle-Papierkonzerns am Kurfürstendamm zwei Zimmer bezogen. Es ist das einzige Jugendstilhaus an der Prachtstrasse der Kaiserzeit, zwischen den Seitenstrassen Leibniz- und Wielandstrasse, das wie durch ein Wunder Bombenkrieg und Strassenkämpfe überstanden hat und heute eine Erinnerung an den einstigen pompösen Glanz des Boulevards ist.

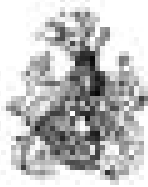
Der Feldmühle-Konzern hatte zu dem Verband meines Vaters gehört, und der hatte ihm wahrscheinlich zu dem Büro verholten. Am Nollendorfplatz hatte er ein Vierzehn-Zimmer-Büro gehabt, jetzt hatte er nur eine einzige Sekretärin, mit der er gerade einmal in zwei kleinen Räumen ein Behelfsbüro aufzubauen suchte. Aber seine Sekretärin Lisa Pollmächer war noch immer bei ihm, und sie kümmerte sich rührend um seine hinfällig gewordene Gesundheit. Die übrigen Angestellten gab es nicht mehr, auch nicht Hans Drache, den Kavallerieoffizier des Ersten Weltkrieges. Auch Werner Büngel, ein Oberstudiendirektor, der gleich nach der Machtübernahme aufgrund seiner Zugehörigkeit zum republikanischen Schutzverband Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold zur Eisernen Front entlassen worden war, hatte im Büro meines Vaters Zuflucht gefunden.

Ein Oberstudiendirektor war in der Zentrale der deutschen Pappen- und Papierindustrie wenig zunutze, und ich weiss nicht, welche Aufgabe Dr. Büngel offiziell übernommen hatte. Vor allem arbeitete er auf jenen Gebieten, denen seit jeher seine besondere Leidenschaft gehört hatte. Zuletzt war das die Bedeutung des Briefes zwischen Altertum und Neuzeit und wie sich an Hand der Korrespondenz eine Epoche fassen lasse. Darüber schrieb Büngel sein Buch »Der Brief. Ein kulturgeschichtliches Dokument«, dessen Erscheinen mein Vater möglich machte.

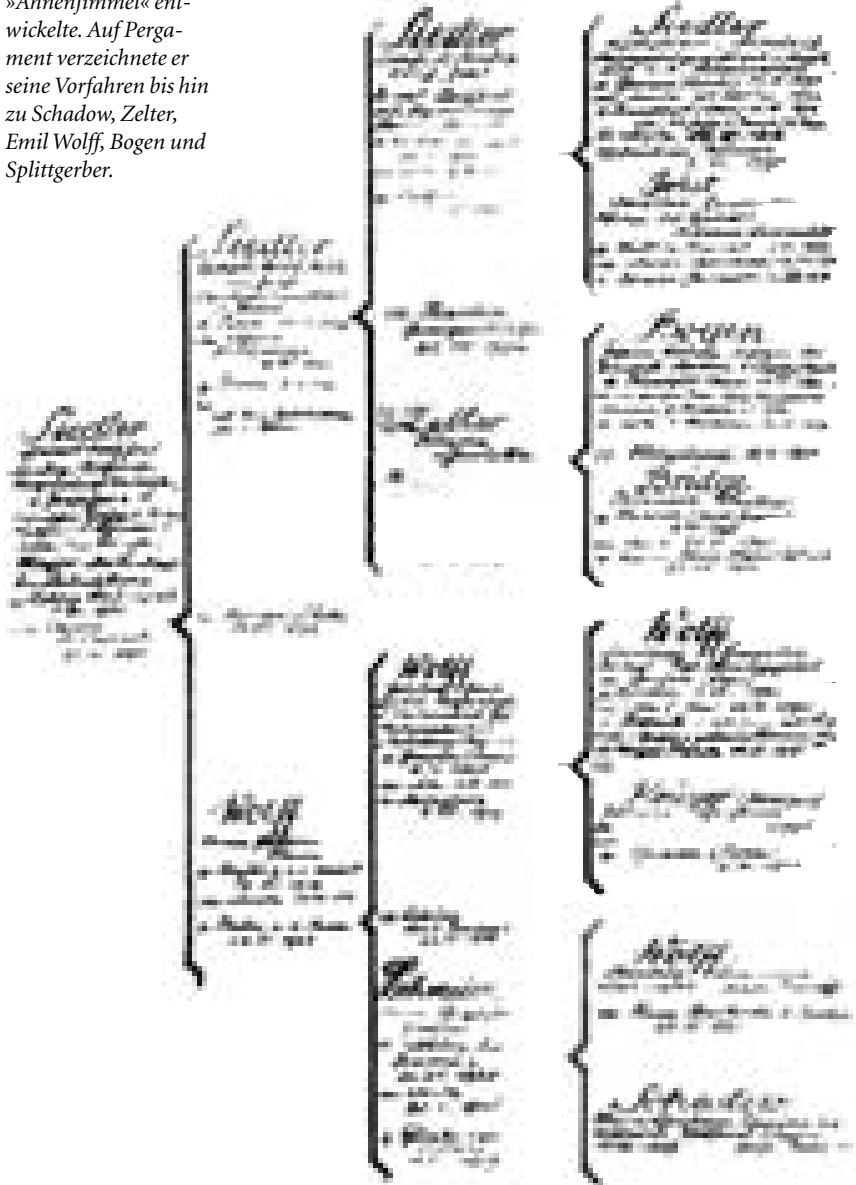
Der Band erschien 1938/39 in ständig neuen Ausgaben und Auflagen, zuerst als Privatdruck der Wirtschaftsgruppe Druck und Papierverarbeitung bei der Ganymedpresse, Berlin. In einem Antiquariatskatalog wurde der Band kürzlich mit folgender Charakterisierung angeboten: »Eleganter Druck der Ganymedpresse auf Bütten, mit Brieffaksimiles, vergoldeter Rückentitelei und Lichtdrucktafeln«. Nicht ohne Rührung nehme ich eine andere Ausgabe des Bandes in die Hand und sehe, dass sie im Gebr. Mann Verlag erschienen ist. Drei Jahrzehnte später sollte ich im Rahmen der Ullstein- und Propyläen-Gruppe auch für den Gebr. Mann Verlag verantwortlich sein. Meinen Vater und Dr. Büngel hätte diese späte Wiederbegegnung ihres Bandes mit dem einstigen Gymnasiasten wohl amüsiert.

Ich erinnere mich noch an ein Gespräch meiner Eltern im Wintergarten unseres Hauses. Meine Mutter war besorgt, dass mein Vater zu viele Missliebige in seinem Büro angestellt hatte, obwohl sie mit der Papier- und Pappenindustrie nun weiss Gott nichts zu tun hatten. Machte er sich auf diese Weise selber verdächtig? Aber der Überwachungsapparat der Gestapo war wesentlich ineffektiver – oder nachlässiger – als der des Staatssicherheitsdienstes der späteren DDR. Wahrscheinlich lag das auch daran, dass das Dritte Reich bis tief in den Krieg hinein von der Zustimmung der Bevölkerung lebte und sich erst in der zweiten Hälfte des Krieges eine gewisse Distanz, dann Ablehnung bemerkbar machte, verursacht wahrscheinlich von Kriegsmüdigkeit und schliesslich Zweifeln am »Endsieg«. Mein Vater

Ahnentafel meines Onkels Ete, des Architekten Eduard Jobst Siedler, der in den zwanziger Jahren einen »Ahnenfimmel« entwickelte. Auf Pergament verzeichnete er seine Vorfahren bis hin zu Schadow, Zelter, Emil Wolff, Bogen und Splittgerber.



Die Ahnen  
des  
Eduard Jobst Siedler





hat jedenfalls niemals bemerkt, dass er beobachtet würde, und auch seine Protegés Drache und Büngel blieben unbehelligt.

Nur einmal griff die Wirklichkeit nach der Familie, lange vor meiner eigenen Verhaftung. Anfang des Krieges hatte einer der Inhaber einer der einflussreichen Mitgliedsfirmen des Verbandes bei der Geheimen Staatspolizei gegen meinen Vater Anzeige erstattet, wohl um seinem Schwiegersohn die Position des Geschäftsführers zu verschaffen. Mein Vater sei Jude oder Halbjude, wofür seine dunklen Augen, seine buschigen Brauen und sein dubioser Bekanntenkreis zum Beweis angeführt wurden. Oder gab es andere Belastungsgründe?

Mein Vater wurde tatsächlich für mehrere Wochen seiner Position enthoben, bis er den Nachweis erbringen konnte, dass alle seine Vorfahren seit Jahrhunderten Christen waren, Ärzte, Juristen, Pastoren oder Künstler wie Gottfried Schadow und Carl Friedrich Zelter, Goethes einziger Duzfreund. Alle waren in Kirchenbüchern eingetragen, was im Grunde gar nichts bedeutete, weil im 18. und 19. Jahrhundert getaufte Juden eben Christen waren. In den späten zwanziger oder frühen dreissiger Jahren entwickelte mein Onkel Ete, Eduard Jobst Siedler, einen »Ahnenfimmel«, wie die Familie zu sagen pflegte. Er schrieb alle Vorfahren in einen Band aus Pergament ein, den er eigens angefertigt hatte.

Zum ersten Mal während ihrer dreissigjährigen Ehe mussten meine Eltern in den Nachkriegsjahren getrennt leben. Während meine Mutter als »Housekeeper« der Amerikaner in der Mädchenkammer ihres eigenen Hauses wohnte, fand mein Vater nach einiger Zeit in zwei Zimmern der Dachetage des Nachbarhauses im Falkenried 12 Unterkunft, wo er es sich trotz des mansardenhaften Zuschnitts mit einigen antiken Möbeln leidlich behaglich machte. Hier oben feierte die Familie meine Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft, und aus diesem Anlass tranken wir jene Flasche Wein, die mein Vater jahrelang aufgehoben hatte. Wir sassen in dem trotz aller Beengtheit wohnlichen Mansardenzimmer, meine Mutter hatte anlässlich der Heimkehr des Sohnes aus Gefängnis, Front und Gefangenschaft von



*Mein Vater leitet in den  
späten dreissiger Jahren  
eine Sitzung.*

ihren Amerikanern »Ausgang« erhalten, selbst meine Grossmutter war, obwohl inzwischen hoch in den Siebzigern, aus Lichterfelde nach Dahlem herübergewandert, ein Bus zwischen Dahlem und Lichterfelde fuhr schon lange nicht mehr. So feierte die ganze Familie die Heimkehr des Sohnes und den Umstand, dass alle das apokalyptische Ende des Krieges leidlich überstanden hatten.

Nun war ich also in der vertrauten Familienrunde, und ich weiss, wie es mir überraschend vorkam, wie wir da nach all den Jahren zusammensassen. Meine Eltern schienen mir nicht merkbar älter

geworden zu sein, obwohl sie doch in den vergangenen vier Jahren mit Bombenkrieg, Eroberung und erst sowjetischer, dann amerikanischer Besatzung einiges durchgestanden hatten. Die Jahre schienen folgenlos an ihnen vorübergegangen zu sein. Die Photographien aus dem Familienalbum zeigen meine Eltern in den dreissiger Jahren am Strand von Misdroy und zehn Jahre später bei einer Wanderung im Elbsandsteingebirge, die 1943 bei meinem letzten Urlaub als Marinehelfer und also vor meiner Verhaftung stattgefunden haben muss. Erst vor diesen Photographien wird mir deutlich, wie die Zeit meine Eltern verändert hatte. Eben ist mein Vater noch ein Mann in seinen besten Jahren, mit den Schuhen in der Hand wadet er am Saum der Ostsee, dann macht er in Knickerbockern eine Radtour mit uns Kindern im Grunewald, und schliesslich, nur sein Haar ist immer lichter geworden, versammelt sich zu seinem sechzigsten Geburtstag die Familie im Garten. Da wird sichtbar, wie er eben doch im Laufe der Zeit erst fünfzig, dann sechzig geworden war und endlich auf die siebzig zugeht. Meine Mutter muss bei den frühesten Aufnahmen Ende dreissig gewesen sein, etwas mehr als halb so alt wie heute Imke ist.

Einundzwanzig Jahre nach dem Tod meines Vaters eröffnete ich im Siedler Verlag die zehnbändige »Rhöndorfer Ausgabe« der Briefe und Teegespräche Konrad Adenauers. Wie die Dinge damals lagen, hatte die Vorstellung des ersten Bandes in Bonn zu erfolgen. Bundeskanzler Helmut Kohl, der sich schon damals als Erbe Adenauers begriff, hielt eine Rede, und natürlich waren die Söhne Adenauers, Konrad und Max, erschienen, neben den Herausgebern Hans-Peter Schwarz und Rudolf Morsey. Dann hatte ich als Verleger einige Worte zu sagen: Ich begann mit einem Satz Hugo von Hofmannsthals, wonach »ein jeder das Geheimnis mit sich ins Grab nimmt, wie es ihm möglich gewesen zu leben«, und wendete das Zitat auf den alten Adenauer an, der seinen Sturz noch erlebt hatte und auch den seines Nachfolgers Ludwig Erhard. Wie hatte er das alles wohl gesehen? Mir ging dabei auch Hugo von Hofmannsthal durch den Kopf, der seinen frühen Ruhm um Jahrzehnte überlebt hatte. Und ganz im Hintergrund dachte ich auch an meinen Vater. Wie mochte er den Übertritt aus der Welt der Diplomatie in die der Wirtschaft verarbeitet haben?

Meine Mutter hatte mir einmal erzählt, dass mein Vater in ihrer jungen Ehe zuweilen deprimiert aus dem Büro nach Hause gekommen sei. Auf ihr Fragen habe er nur geantwortet: »Ach, ich habe mir die Industriellen auch anders vorge-



stellt. Im Grunde sind die meisten von ihnen doch nur Fabrikanten.« Mein Vater war von Verdüsterungen nicht frei, der Weg vom Auswärtigen Amt der Kaiserzeit zum Verband der Papier- und Pappenindustrie war eben doch ein grosser Schritt gewesen. Hatte er darunter gelitten? Unserem Verhältnis zueinander entsprach es nicht, über dergleichen zu reden. Wenn ich ihn nach meiner Rückkehr in seinem kärglichen Zweizimmerbüro am Kurfürstendamm besuchte, drängte sich mir

*Meine Eltern und ich in den dreissiger Jahren an der Ostsee. Selbst am Strand brachte sich die bürgerliche Welt zur Geltung: Mein Vater machte dem sommerlichen Strandleben nur das Zugeständnis, dass er die Schuhe in der Hand und das Jackett über dem Arm trug.*

diese Frage mitunter auf. Doch sie blieb unausgesprochen. Bei der Trauerfeier für meinen Vater 1963 hielt ein Herr seines Verbandes eine Rede, und dabei fiel der Satz, er habe im Grunde immer jenen Auslandsposten nachgetrauert, wie er sie einst beim Vizekönig von Ägypten bekleidet habe. War das wirklich so? Ein jeder nimmt das Geheimnis mit sich ins Grab, wie es ihm möglich gewesen zu leben. Kinder nehmen ihre Eltern nie objektiv wahr. Für sie sind sie alterslos; das Verstreichen der Zeit scheint ihnen nichts anzuhaben. Erst in den letzten Jahren vor ihrem Tode wurde mir deutlich, dass sie wirklich alt, schliesslich sogar sehr alt geworden waren. Mein Vater starb 1963 einen Tag nach seinem achtzigsten Geburtstag, während an der Haustür ein Bote nach dem anderen Blumen oder Präsentkörbe abgab, meine Mutter 1974 mit siebenundsiebzig Jahren, als sie gerade nach Leningrad aufbrechen wollte. Die Nachbarin Frau von Tannenberg, eine Exil-Russin, die das Haus nach dem Krieg gekauft hatte, mit der sie die Reise zusammen unternehmen wollte, hatte ihr gesagt, dass Leningrad, das alte heutige St. Petersburg, im grauen Sowjetreich eine Insel des alten Russland geblieben sei. Aber es kam nicht dazu. Beide Eltern starben dort, wo sie die meiste Zeit ihres Lebens verbracht hatten und wo auch Imke und ich seit mehr als einem halben Jahrhundert leben, in dem Haus der Familie im Falkenried.

Zum sechzigsten Geburtstag meines Vaters, im April 1943 gefeiert, hatte meine Mutter für meine Schwester und mich zwei kleine Goldregenpflanzen in Töpfen als Geburtstagsgeschenke besorgt; sonst gab es im vierten Kriegsjahr nicht viel zu kaufen. Es war ihr gesagt worden, dass Goldregen ein Alter von zwanzig, bestenfalls fünfundzwanzig Jahren erreiche. Aber obwohl nun sechzig Jahre vergangen sind, steht der Goldregen, es sind inzwischen richtige Bäume geworden, noch immer im Mai in voller Blüte. Damals hatten wir sie im Garten eingepflanzt, und bei dem siebzigsten Geburtstag meines Vaters 1953 waren sie schon so stattlich geworden, dass sie weit über unseren Balkon in der ersten Etage hinausreichten, wo Imke und ich inzwischen wohnten.



*Die Gartenfront unseres Hauses im Falkenried, ein unauffälliges Reihenhaus der Vorkriegszeit, in dem mitunter Weltgeschichte zu Gast war. Mit wem sassen wir nicht alles auf der Terrasse zusammen, vom ehemaligen nationalsozialistischen Minister Albert Speer bis hin zu*

*dem Emigranten Hans Wallenberg, der sich vor Hitler nach New York gerettet hatte, auch Autoren der Verlage, deren Chef ich war, so Willy Brandt und Helmut Schmidt, der sich mit Henry Kissinger bei uns stritt, wie lange Russland wohl brauchen werde, um wieder auf die Beine zu kommen.*

*Michail Gorbatschow war an einem langen Abend bei uns. Einmal hatte Richard von Weizsäcker, kaum dass er Regierender Bürgermeister von Berlin geworden war, den Wunsch geäußert, Günter Grass kennenzulernen; wir arrangierten ein Abendessen in unserem Garten.*

An dem Wuchs dieses Goldregens wird uns das Verstreichen der Zeit greifbar. Als Imke mit siebzehn und ich mit dreiundzwanzig 1949 heirateten, gingen die dunkelgelben Dolden knapp bis zum Balkon im ersten Stockwerk. Inzwischen erreichen sie selbst das Dachgeschoss, und unsere Nachbarn kommen jedes Jahr erneut mit der Bitte, sie so zu kappen, dass sie ihren Balkon nicht beschatten. Aber der Gärtner ist unser Verbündeter; er weigert sich strikt, diesem Verlangen nachzugeben, weil Goldregen anders als Linden, Weiden oder Pappeln nicht beliebig gestutzt werden darf. Uns ist der Goldregen ein Symbol unvergänglicher Natur im Wechsel der Zeitläufte. Ihre goldgelben Dolden sind von einer Fülle und Länge, die ganz ungewöhnlich sind. Immer wieder bitten Besucher, sich Samen nehmen zu dürfen, um Ableger zu ziehen. Tatsächlich ist er in Nachbargärten weder von einem so leuchtenden Gelb, noch hat er so lange Dolden, selbst in Baumschulen haben wir niemals Prachtexemplare dieser Art gefunden.